

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 33.

Dienstag, 9. Februar.

1915.

(10. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

Es war ungefähr zwei Uhr morgens, als Magda an ihren Mann herantrat und sagte: „Wollen wir nicht nach Hause fahren?“

„Bist du deiner Triumphe schon müde? Was werden deine Tänzer sagen, wenn du ihnen vor dem Rotillon durchgehst?“

„Daran liegt mir herzlich wenig. Ich dachte mir, daß es für dich unsagbar langweilig sein müsse, so unbeteiligt und von banalen Gesprächen angeödet die Nacht zu verbringen?“

„Ich strenge mich nicht sehr an, wie du siehst. Meiner Verpflichtungen habe ich mich entledigt, meine Tischdame gut untergebracht, sie hat alle Ursache, mit dem Tausch zufrieden zu sein, und ich bin hier ebenso allein wie in meinem Zimmer!“

„Hast du nie getanzt?“

„Aber wo denkst du hin? Du vergißt, daß ich Diplomat war und also in ähnlichen geistlosen Kreisen wohlbevandert bin. Ich mache nur keinen Gebrauch davon!“

Magda sah ihn mit einem liebenswürdigen Rächeln an.

„Und wenn ich dich um den nächsten Walzer bitten würde?“

„Es wird mir selbstverständlich eine Freude sein, aber glaubst du wirklich, daß du an mich die Anstrengung dieser paar Minuten verschwenden sollst, die du einem deiner ergebeneren neuen Trabanten entziehst?“

„Das laß meine Sorge sein! Also es bleibt dabei!“

Der nächste Tanz war eine Quadrille, die Magda mit dem Leutnant Melgers tanzte, einem Kameraden von Maltitz, den sie aus ihrer ersten Brautzeit sehr gut kannte und schätzte. Sie wußte, er war in ein junges Mädchen, Olga Lindorn, die Tochter eines Rechtsanwalts, verliebt, und hatte es so einzurichten gewünscht, daß sie diese und ihren Partner, einen langweiligen, aber steinreichen Kaufmannssohn, zum Disavis hatten. Nach der Quadrille gab es eine Pause, und dann spielte das Orchester den Walzer aus der „Geschiedenen Frau“. Sie wartete, ob Stephan sein Versprechen wahr machen oder sich unter irgendeiner Ausrede der lästigen Verpflichtung entziehen würde. Aber ehe sie ihren Gedanken zu Ende gedacht hatte, stand er vor ihr und verbeugte sich stumm und zeremoniell, wie ein Fremder. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und glitt im nächsten Augenblick mit ihm über das Parkett.

So hatte sie noch nie getanzt, nie so den Zauber der Musik empfunden, wie in Stephens Armen. Er hielt sie fest, fester, als sie es einem anderen Tänzer gestattet hätte, und ihr Körper folgte jeder seiner Bewegungen, als wäre er mit ihm verwachsen. Sie fühlte keine Ermüdung, nur ein wonniges Sinken und Dahinfließen, und ließ sich tragen, bis das Orchester verstummte und er sie mit einem leisen Bögen endlich losließ. Sie taumelte und er mußte sie stützen.

„Es war doch zuviel für dich! Wie töricht von mir! Aber du tanztest so wundervoll, und da ich gar keine Ermüdung bei dir merkte, so konnte ich mich nicht entschließen, aufzuhören!“

„Ich bin auch gar nicht müde. Nur einen Augenblick schwindelig war ich, aber das ist vorbei. Ich könnte gleich wieder anfangen! Ach, Stephan, du tanzt ja tausendmal besser als Graf Zürech, der Bortänzer, von den anderen gar nicht zu reden!“

Da kam Olga Lindorn herangeeilt. Sie legte ohne weiteres die Hand auf Stephens Arm und sagte: „Jetzt werden Sie gleich mit mir einen Walzer tanzen. Solche Exklusivitäten gibt es nicht! Die gnädige Frau erlaubt es gewiß!“

„Ich habe nichts zu erlauben oder zu verbieten, Fräulein Olga. Übrigens war der Tanz ein Geschenk, das ich mir ausgebeten hatte, und ich kann doch nicht wissen, ob Stephan zu weiteren Gnadenbeweisen aufgelegt ist!“

„Ich bin untröstlich, Ihren schmeichelhaften Wunsch nicht erfüllen zu können, aber wir fahren gleich nach Hause, denn meine Frau hat mir soeben verraten, daß sie müde ist und Kopfschmerzen hat. Kann ich zwischen Pflicht und Vergnügen schwanken? Auf dem nächsten Ball, auf dem wir uns begegnen, soll mein erster Walzer Ihnen gehören!“

„Dann fangen Sie gewiß mit dem zweiten an! Sie verdienen Ihren Beinamen wirklich“ . . . und sich zu Magda wendend, sagte sie: „Wissen Sie, gnädige Frau, daß Herr Terbrügge in unseren Kreisen immer Grizzly genannt wurde? Vär ist für seine weltmännische Art eine zu derbe Bezeichnung, und Grizzly klingt hübscher und brüdt genau daselbe aus.“

„Um meinem Namen also Ehre zu machen, werde ich Sie jetzt höflich und ehrerbietig in die Arme Ihres nächsten Tänzers legen, und dann gestatten Sie, daß wir flüchten, und verraten Sie uns nicht, denn sonst haben wir noch einen Kampf mit häus herrlichen Liebenswürdigkeiten zu bestehen, den ich der Kürze wegen vermeiden will.“ Und Stephan winkte dem Leutnant Melgers, der in langen Sähen heranschaffte, als er Olgas ansichtig wurde.

„Woher wissen Sie überhaupt, daß ich mit Melgers engagiert bin?“ fragte sie schmolend.

„Ich weiß nicht, ob Sie es sind, aber jedenfalls sollten Sie es sein, und daher korrigiere ich eine eventuelle Unterlassungssünde des Schicksals.“

Als sie dann im Wagen saßen, brannte es Magda auf den Lippen, irgendeine Äußerung Stephens über Ingeborg Hellmer zu provozieren, aber ihr guter Geschmack bewahrte sie davor. So sprachen sie eine Weile gar nicht, bis Stephan bemerkte, daß Magda fröstelte.

„Ist dir kalt?“ fragte er besorgt. „Welche Idee, in dieser Jahreszeit einen feidenen Mantel zu tragen! Du mußt meinen Pelz nehmen!“

„Auf keinen Fall!“ sagte Magda hastig, als er Miene machte, seinen Pelz abzulegen. „Glaubst du, ich werde es dulden, daß du dich im Frack dieser Temperatur aussetzt!“

„Mir macht das gar nichts“, erwiderte er gleichgültig. „Ich bin sehr abgehärtet, aber wenn du das nicht willst, dann weiß ich nur einen Ausweg, der dir gewiß nicht angenehm sein wird, den ich dir aber aus Gründen der Vernunft nicht ersparen kann!“

Er schlüpfte aus einem Armel seines Pelzes, und ehe sie etwas sagen konnte, zog er sie an sich, schlug die lose Seite desselben um ihre Schultern, und so hielt er sie enggeschmiegt in der schützenden Wärme.

Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Es schien ihr kindisch, sich zu weigern, und so nahe auch die Berührung war, sie hatte absolut nicht den Eindruck einer beabsichtigten Vertraulichkeit. Er erwies ihr eben einen Dienst, wie er ihn einer fremden Dame in ähnlicher Lage wohl auch erwiesen hätte, und sie begriff nicht, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg und daß sie ein leichtes Bittern nicht unterdrücken konnte, von dem sie innig hoffte, daß er es auf Rechnung des Frostes setzen würde.

Stephan erleichterte ihr die Situation sehr, denn er sprach kein Wort. Von Zeit zu Zeit hob er den schweren Mantel bis zu ihrer Schulter hinauf und ließ seinen Arm als Stütze dahinter ruhen.

Der Weg war lange und die Pferde kamen des Schneetreibens wegen nur langsam vom Fleck. Magda fühlte, wie eine tiefe Müdigkeit sie übermannte. Sie lag so gut an seiner Schulter, die Wärme des Pelzes durchströmte sie mit einem solchen Wohlgefühl, daß ihr langsam die Lider schwer wurden und sie einschlief.

Es mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als sie ein Stolpern des Wagens erweckte. Ihr Kopf war von Stephans Schulter herabgesunken auf seine Brust, wo ihn sein Arm festhielt, und an ihr Ohr schlug das Klopfen seines Herzens, so laut und stark und hastig, daß es sofort ein Echo in dem ihren erweckte. Und trotzdem sie bereits einige Augenblicke wach war, richtete sie sich nicht. Sie empfand ein solches Behagen in diesem engen Geborgensein, daß sie es selbst nicht unterbrechen wollte. Und während sie die Schlafende spielte, fragte sie sich unaufhörlich: „Warum klopft sein Herz so laut? Ist es in dem Gedanken an Ingeborg Hellmer und diese erste Begegnung nach langer Zeit, oder gilt es mir und bin ich ihm nicht ganz so gleichgültig geworden, wie er sich den Anschein gibt?“ Und allerhand sonnige Möglichkeiten stiegen in ihr auf, um gleich darauf wieder von Zweifeln verdrängt zu werden.

Der Wagen hielt vor dem Portal und Magda richtete sich auf, als sei sie eben erwacht. Stephan ließ sie sofort aus seinen Armen, und sie konnte keinerlei Bewegung in seinem Gesicht wahrnehmen, so sehr sie auch verhofft danach spähte. Er half ihr beim Aussteigen und führte sie bis an ihr Gemach.

Sie gab ihm die Hand und sagte leise: „Stephan, ich danke dir!“ Die Worte waren an sich nichtsagend, aber Magda legte soviel in den Ton hinein, daß man sie nicht gleichgültig überhören konnte. Einen Augenblick schien es, als wolle er etwas erwidern, dann preßte er die Lippen nur um so fester zusammen, beugte sich wie immer stumm über ihre Hand und ging in sein Zimmer.

Magda blieb mit tausend widerstreitenden Gefühlen allein und versuchte vergebens sich ihre hoffnungsfreudige Stimmung wieder vorzutäuschen, sie war verfliegen.

Mit sich selbst und der Welt unzufrieden, ging sie zu Bett.

Als Ingeborg Hellmer nach Hause kam, riß sie mit dem ihr eigenen Ungestüm ihren Mantel auf und schritt dann ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab. Aus dem Rucken ihrer Lippen, aus dem Wehen ihrer Hände

sprach eine ungeheure, fieberhafte Aufregung. Was war dieses Mädchen gegen sie, die große Künstlerin, daß sie es gewagt hatte, sich an den Platz zu stellen, der ihr gehörte, daß sie ihr den einzigen Mann genommen hatte, der nicht Marionette in ihren Händen gewesen war, sondern ihr gerade eine starke, unbeirrbarere Persönlichkeit gezeigt hatte. Die Leidenschaft für ihn hatte drei Jahre ihres Lebens ausgefüllt, aber in dieser ganzen Zeit war sie keinen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß er sie nicht liebte, wenigstens nicht, wie sie ihn. Aber er hatte doch wenigstens in ihrem Leben gestanden und seinen breiten, starken Schatten über sie geworfen! Sie befragte ihn, wenn sie gerade eine anstrengende Partie gesungen und wußte erst, daß es gut gewesen war, wenn er es ihr in seiner kurzen Art sagte. Damals war ihr das oft zu wenig erschienen, heute fehlte es ihr, als habe es ihr ganzes Leben ausgefüllt. Aber er wollte nur Freund sein, und als sie die Schranken durchbrach und ihn zu sich hinüberzwingen wollte in die Region flammender Leidenschaften, die ihrem Wesen ebenso lag wie ihren Gestalten, da war er fortgeblieben. Die Welt hatte nichts von dieser ganzen stillen Tragödie geahnt, die sie drei Jahre lang durchgekämpft, man hatte an ein gewöhnliches Verhältnis zwischen ihnen geglaubt; denn einem Manne wie Terbrügge und einer Individualität in der Art der Hellmer traut man eben keine platonische Freundschaft zu. Ohnmächtige Wut gegen die Frau, die sie aus seinem Leben gedrängt hatte, beherrschte sie.

Auf und nieder wanderte sie in dem Gemach, das nichts von der genialen Unordnung eines Künstlerheims aufwies. Keine Kränze, keine Schleifen, keine Porträts von Kollegen, nur eine einfache, ernste Einrichtung, die viel eher an das Studierzimmer eines Mannes erinnerte. Das war dem Einfluß Stephan Terbrüggés zu verdanken. Sie hatte es ihm angesehen, daß er sich unter dem Krimskrans, den sie genau so wie alle anderen gern um sich gebildet, unbehaglich gefühlt hatte, und nach und nach waren alle diese kleinen Reigen verschwunden.

Sie trat vor den Spiegel und drehte die elektrischen Lampen auf. Ja, sie war noch jung und schön, sie konnte noch entzücken, die Tragödie des Abstieges hatte noch nicht begonnen. Etwas müde waren ihre Augen wohl und die Haut bedurfte bereits einer feinen Puder-schicht, um Jugendlichkeit vorzutäuschen, aber noch war kein Fältchen zu sehen.

In einem plötzlichen Entschluß trat sie an den Schreibtisch und schrieb: „Mit welchem Namen soll ich Dich nennen?! Ich habe doch einmal einen Teil an Dir gehabt, einen geringen zwar, aber den verlange ich zurück. Ich werde Dich nicht mehr erschrecken, sondern still und fromm sein wie ein Kind, aber komm wieder! Antworte mir nicht, daß Du nicht kannst, weil Du verheiratet bist. Unsere Beziehung war immer jenseits jeder Banalität und sie reicht nicht hinüber in Dein Eheleben. Ich kann Dir etwas geben, was Deine junge Frau mit allen häuslichen und bürgerlichen Eigenschaften Dir nicht zu geben vermag: meine Kunst und den Schauer, den sie Dich so oft empfinden ließ. Und wenn Du auch heute fremd gewesen bist, als wären wir zwei nie Hand in Hand einen Weg zusammengegangen, ich fühle es an dem rasenden Klopfen meines Herzens, daß ich Dich nicht ganz verloren haben kann! Ingeborg.“

Sie konvertierte das Billett, adressierte es an Stephan Terbrügge. Dann, als hätte diese Tat die Spannung gelöst, die sie friedlos gemacht hatte, ging sie zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)



Am Abend wird man Flug  
Für den vergangenen Tag.  
Noch niemals Flug genug  
Für den, der kommen mag. Fr. Rückert.

# Aus Kriegsbriefen Menzels.

(Zum 10. Todestage, 9. Februar.)

„Es litt mich nicht länger hier — so hinterm Ofen bei Muttern hocken zu bleiben, ohne wenigstens für 14 Tage die Nase in Graus, Jammer und Stank zu stecken“, so schreibt Menzel 1866 an seinen intimen Freund, den Stabsarzt Dr. Puhlmann, die „vielgeliebte alte Kriegsgurgel“. Den Verherrlicher der Kriege und Heldentaten des großen Friedrich litt es nicht zu Hause, als nun das in seiner Phantasie so oft heraufbeschworene Gemälde der Schlachten und Kämpfe wirklich zu sehen und zu erleben war. Am 10. Todestage dieses „größten Malers der Hohenzollern“ gedenken wir nicht nur seiner Neubeseelung vergangener Jahrhunderte, wie sie das Handschreiben Kaiser Wilhelms I. zu seinem 70. Geburtstag hervorhob: „Sie haben durch Trübsal und Herrlichkeit den Weg der Vorsehung im Wilde anschaulich gemacht, welcher Mein Haus aus kleinen Anfängen zu großen Endzielen geführt hat.“ Wir fühlen heute in dem neuen großen Krieg nicht minder lebhaft die keiße Leidenschaft nach, mit der Menzel die Zeit der deutschen Einigungskriege in ihrer Größe erfaßte und in sich verarbeitete. Die Fahrt auf die Schlachtfelder von 1866 führte freilich nicht mitten ins Kriegsgetümmel hinein; doch sah sein Malerauge genug an Großem und Kleinem, so daß er seine Eindrücke in dem kurzen Satz zusammenbrängen konnte: „Woher Schlüter seine Reughausmasken hat, weiß ich jetzt auch.“ Diese grandiosen Darstellungen der sterbenden Krieger, die er stets so hoch verehrt, hatte er nun in ihrer erschütternden Wahrhaftigkeit erkannt. „Es ist furchtbar interessant hier“, schreibt er am 21. Juli 1866 aus Könighof in einem jener knappen Plauderbriefe, wie sie der prächtige, im vorigen Jahre von Hans Wolff im Verlag von Julius Bard herausgegebene Briefband sammelt. „Um mich nur keine Sorge, ich bin hier unter lauter Bekannten. Gestern Morgen auf meinem ersten Gange über den Markt erkannten mich Offiziere des 23. Landwehrregiments, das hier steht. Mit denen Allen esse ich zu Mittag, frühstücke auch gestern mit ihnen im Fouragemagazin aus der Faust unter den Bergen von Broden, Würsten, Schinken, Flaschen, Buttertöpfen usw. Auch in den Lazaretten (sämtlich schwere) haben sie vollauf, wie mir schon in Görlich Meist-R. sagte. Nur die Lederunterlagen und Luftkissen, sagten mir hier die Ärzte, seien knapp. Sage doch das dort irgendwo! Von meinem Kofferproviant ist erst die eine halbe Wurst zum Teil verbraucht und zwar erst auf der Fahrt hierher in Semil, wo es auf dem Bahnhofe nur Hörnchen gab, und ich damit meine spackgewordenen Coupeekameraden, einen Telegraphenbeamten von der Ostbahn her, ein Nothkreuz, einen dicken rothen Vater, der seinen verwundeten Sohn in Pardubitz oder wo auffuchen wollte, und den Radmeister, der mir zu meinem Koffer verhoffen, erlabte. Ich habe mir übrigens in Görlich die Mischung in der Apotheke machen lassen, die Puhlmann auf seinem Waschtische hat, und wasche mich damit und nehme gewisse Tropfen auf Zucker, wenn ich in die Lazarette gehe, was indeß kaum nötig, da überall alle Fenster offen stehen.“

Am 24. Juli meldet er aus Prag: „Mein Pflichtgefühl, mein Durst, noch Dies und Jenes zu wissen, wenns einmahl doch nicht das frische Schlachtfeld sein konnte, ist annähernd beschwichtigend, und so sitze ich seit gestern Abend hier zu Prag und zwar wie vor 14 Jahren im „blauen Stern“ sogar mit derselben Fensteransicht auf den Platz und den schönen alten Thorthurm . . . Es kam so: weiter als bis Könighof geht die Bahn nicht. Von anderweitiger Fahrgelegenheit jetzt keine Rede; und so hätte ich dort noch 2 Tage auf eine Transportfahrt warten müssen. Da bot mir am Sonntag früh, als ich soeben den Brief an Euch zur Feldpost getragen hatte, ein Graf Stolberg einen Platz in seinem Wagen zur Fahrt nach Pardubitz (an der Prager Bahn) an. Ich packte eiligst, und nachts 2 Uhr kamen wir in Pardubitz an. Und so bin ich denn das Schlachtfeld von Königgrätz durchfahren, am berühmtesten Wäldchen vorbei, durch Sadoiva-Chlum — die Stelle der großen Cavallerie Choc's usw. Abwärts der Straße noch jetzt 2 todte Pferde, Tornister, Käppies, Helme usw. zahllos umher.“ Am 31. Juli kehrt er nach Berlin zurück und ist froh, „ein Pflichtgefühl befriedigt zu haben, das mir endlich keine Ruhe mehr ließ, am Kriege wenigstens zu riechen! So habe ich mir denn auch von dem, was vom 10. des Monats ab noch zu erleben war — immerhin noch

reichlich — nichts erspart.“ Auch 1870 ist er mit Leib und Seele dabei, wenn er auch diesmal nicht hinaus kann. Als den wundervollsten Ausdruck der damaligen begeisterten Stimmung hat er die Abreise des Königs in einem unvergänglichen Werke festgehalten; beim Einzug der Sieger führte er zum Schluß des Ademiegebäudes monumentale Bildnisse von Bismarck und Moltke in Wachsfarben aus, und wie er 1866 die Guldigungsadresse an den König zur Erinnerung an seinen Siegeseinzug entworfen hatte, schuf er nun die wundervollen Dankadressen, in denen die Stadt Berlin Bismarck und Moltke zu ihren Ehrenbürgern ernannte. Wie bescheiden und doch weitschauend er von dem Schaffen des Künstlers während des Krieges dachte, zeigt ein Brief an Puhlmann vom 15. November 1870: „Wie muß Cuereinem, in Eurem ungeheuren Allesmüssen und Nischthaben als Menschen-Consum, soch Neben jetzt vorkommen von den Mäusegeschäften und Gebrechen der Menschlein. Und doch nun gerade, Germania braucht noch viel gute Maler usw. — gar nicht der vielen mediokren Schlachtbilder wegen. Aber so ein beispielloses Ding wie unsere Armee darf nicht ihr Bestes allein bleiben. Auch darf dem Feind (was sie Alle draußen sind), wenn er erschrocken an uns nach Mantk's herum-schnüffelt, kein Vorwand bleiben sich zu trösten: „Es sind eben die Kimbrischen Goliathe ins heutige überseht.“



## Aus der Kriegszeit.

Der Krieg vom Glaserstandpunkt. Ein poetischer Feldpostgruß, der die Zerstörungen des Krieges in humorvoller Weise unter einem neuartigen Gesichtspunkt betrachtet, wird in der im Delpin-Verlag erscheinenden „Zeitschrift für alte und neue Glasmalerei“ veröffentlicht. Er ist von dem Regierungsbaumeister A. Baertwald, einem der leitenden Architekten beim Neubau der Berliner königlichen Bibliothek, der als freiwilliger die Kämpfe um Antwerpen mitgemacht und für seine Tapferkeit das Eisernes Kreuz erhalten hat, an die Berliner Glasmalereifirma J. Schmidt gerichtet und lautet:

J. Schmidt, o wenn dein Auge sähe,  
Was hier in Ferne oder Nähe  
An Scheiben ist kaput gemacht,  
Dann sicherlich dein Herze lacht. —  
Ob Gläser hell, ob überfangen,  
Ist alles hier kaput gegangen,  
Ob schwarz gelötet, ob Gritaille,  
Herschossen hat es die Kanaille.  
Was hält denn selbst die Meiverglasung  
Bei so gewaltiger Vergangung,  
Wenn eine Stahlgranate pläht,  
Das alles ist total verräht!  
Was mich betrifft, ich bin noch da,  
Und grüße dich und den Papal!

Im Felde stehende Offiziere und — notleidende deutsche Künstler. Als ein schönes Zeichen für die Empfindungsweise unserer Krieger verdient eine Geldspende erwähnt zu werden, die 11 im Felde stehende Offiziere dieser Tage als Beitrag zu dem „Hilfsfonds für deutsche bildende Künstler“ sandten, den der Herausgeber der „Deutschen Kunst und Dekoration“, Senator Alexander Koch (Darmstadt), im Verein mit namhaften Künstlern (wie Hans Thoma, v. Kalkreuth, Trübner, Liebermann, Behrens, Mühl, Swargenski, Pauli, v. Stud, Hengeler, Hölzel, v. Hofmann u. v. a.) ins Leben gerufen hat. Der überaus dankenswerten Stiftung lag ein herzlich gehaltenes Schreiben bei, dessen Inhalt wir nachstehend folgen lassen: „Sehr verehrter Herr! Vor einigen Tagen las ich in einer Tageszeitung von Ihrem „Ausruf“ zur Sammlung für notleidende Künstler. Da ich in diesen Wochen der vollkommenen Ruhe in . . . meine freie Zeit benutzt habe, 10 Offiziere vom Divisions- und Artilleriestab zu skizzieren und ihnen die Bilder für ihre Frauen schenkte, kam ich auf die Idee, sie als Entgelt dafür, um einen Beitrag von je 10 M. zu dieser Sammlung zu bitten, dem die Herren auch bereitwilligst entsprachen. Da es mir selbst schwer wird, durch diese Zeit mit meiner Frau durchzukommen, bin ich leider nicht in der Lage, eine größere Summe als 50 M. zu stiften —, wie ich es sonst gern getan hätte. Möge aber auch dieser kleine Betrag dazu dienen, deutsche Kunst zu fördern! Ich hoffe fest, daß nach dem Kriege eine neue große Zeit für unsere Kunst kommen wird, eine Zeit, in der die deutschen Künstler den Mut haben werden, in ihrer eigenen Seele nach dem Gotte zu suchen, und ich glaube auch fest, daß sie da etwas Wertvolleres finden wer-

den als in Paris oder bei den Wödenbildern der Kaffern. In diesem Sinne und im Vertrauen auf die wieder erwachende Wahrheit und Ehrlichkeit der deutschen Kunst, grüße ich Sie, sehr verehrter Herr Hofrat, und ich bitte Sie, unsere Spende von 150 M. zu den übrigen zu legen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener gez. Maler W. S. aus Charlottenburg, zurzeit Leutnant im Reserve-Feldartillerie-Regiment." — Weiter Geldspenden nimmt die „Bank für Handel und Industrie in Darmstadt“ unter der Bezeichnung „Hilfsfonds für deutsche Künstler“ entgegen.

Die Verhütung der Erfrierungen im Felde. Es kann nicht auffallen, daß Erfrierungen bei den im Felde stehenden, Durchnässungen und Kälte ausgefetzten Kriegern keine Seltenheit sind. Glücklicherweise aber ist ihre Zahl, wie die selbständigen Berichte vom Kriegsschauplatz zeigen, wenigstens bei den deutschen Truppen nicht übermäßig groß, und nur selten kommen Erfrierungen zur Beobachtung, die ein operatives Vorgehen, eine Amputation des erfrorenen Gliedes, erfordern. Gemäß den Grundfähen der modernen Chirurgie, und speziell der Kriegschirurgie hat die Behandlung immer konservativeren Charakter angenommen. Man kommt in vielen Fällen, auch dort, wo die Gliedmaßen blau verfärbt sind und die Schmerzempfindlichkeit aufgehoben ist, mit abwartenden Maßnahmen aus. So empfiehlt Prof. Friedrich, der beratende Chirurg des 1. Armeekorps, in der „Feldärztlichen Beilage der Münchener Medizinischen Wochenschrift“ eine Hochlagerung der erkrankten Glieder, Abreiben mit Franzbranntwein, feichtes Massieren, Durchwärmungen, alles Maßregeln, um die Zirkulation in den erfrorenen Gliedern neu zu beleben. Auch Gipsplasterverbände haben häufig gute Dienste geleistet. Die wirksamste Bekämpfung der Krankheit liegt aber, wie so häufig, in der Prophylaxe. Das wichtigste ist eine geordnete Fußpflege. Teils durch Not und Zwang, teils durch Unwissenheit wird vieles versehen. Die Mannschaften bringen oft drei bis vier Wochen die Stiefel nicht von den Füßen, so daß sie nur durch Ausschneiden zu entfernen sind. Zum Schutz vor Kälte werden die Füße mit einer mehrfachen Schicht von Fußklappen und Strümpfen bekleidet, die nun dauernd liegen bleiben und durch Schweiß, Schmutz und Regenwasser zu einer Kruste zusammenbacken. Bei dem Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit ziehen sich diese Fußhüllen zusammen und kompromittieren die Blutgefäße. Damit ist die Vorbedingung für die Erfrierung gegeben. Prof. Friedrich hat einen Fall beobachtet, bei dem solche mehrfach übereinandergezogenen Strümpfe infolge langen Liegens auf dem Fußhüllen eine feste Leiste gebildet hatten. Durch den anhaltenden Druck dieser war ein tiefes Dekubitalgeschwür entstanden, das die Strecksehnen des Fußes bloßlegte. Es ist ein Verstum anzunehmen, daß, je dicker die Umhüllung des Fußes ist, dieser um so eher vor dem Eindringen der Kälte geschützt ist. Die übereinanderliegenden, enganschließenden Wollschichten sind gute Wärmeleiter, d. h. sie leiten einerseits die Körperwärme nach außen ab und lassen andererseits die Kälte von außen hinein. Wie bei der gesamten Bekleidungsfrage handelt es sich auch hier darum, schlechte Wärmeleiter zu verwenden, die die Wärme zurückhalten. Dazu eignen sich am besten loder gewebte und loder sitzende Fußbekleidungen, in und zwischen denen sich reichlich Lufträume — Luft ist ein schlechter Wärmeleiter — befinden. Ferner ist es nötig, daß auch das Schuhzeug weit und bequem ist. Je besser und peinlicher dann die Fußpflege ist, um so leichter lassen sich die Erfrierungen vermeiden. Wenn es auch bei der jetzigen Art der Kriegsführung nicht immer möglich sein wird, ein tägliches Ausziehen der Stiefel und Strümpfe durchzuführen, so sollte doch Befehrer von Seiten der Truppenoffiziere und Truppenärzte es durchsehen, daß dies längstens alle drei Tage geschieht. Wenn irgend zugänglich, sind dann auch die Füße zu säubern. Als ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel, das aber nur für unbeschmutzte Füße zu verwenden ist, dient das Einreiben mit Fett und Öl.

Die Wüste als Exerzierplatz. Die ersten Kämpfe am Suezkanal haben nun stattgefunden, und die Engländer werden zeigen müssen, ob die gewaltigen Vorbereitungen, die sie seit Monaten zur Verteidigung Ägyptens getroffen haben, dem Ansturm der Türken widerstehen können. Die aus allen Werten des britischen Reiches zusammengebrachten Truppen sind jedenfalls in der letzten Zeit unermüdet geübt worden. Diese Umwandlung der Wüste zum Exerzierplatz schil-

dert anschaulich ein Aufsatz des Sonderberichterstatters der „Daily News“, Hugh Marten, aus Kairo: „Zehn Schritt auseinander, Leute, zehn Schritt! Werst Euch nieder, nieder, sag ich, such Deckung! Heiliger Moses! Deckung!“ Die Lust war so still, eine so tiefe Ruhe herrschte in dem weiten Sandmeer, daß die Stimme des Sergeanten, im schönsten Dialekt von Lancaster, wie eine Glocke die 800 Meter herüberhallte bis zu dem Gipfel der steinigten Düne, von der aus ich das Exerzieren der Brigade beobachtete. Das Schweigen der Wüste ist, gerade so wie das Gefühl der grenzenlosen Verlassenheit, nichts nur Negatives; es ist eine positive Gewalt der Wüste, die sich dem Menschen wie das Wirken eines lebensvollen Wesens aufdrängt. Soldaten, die schon jahrelang an der Grenze der Sahara Dienst tun, haben mir oft erzählt, welche eine fürchterliche Angst die überfällt, wenn sie Stunden auf Stunden, Tage auf Tage nichts anderes sehen als die ungewohnte Weite dieser unfruchtbaren Sandmassen, die eintönige Gleichförmigkeit dieses Landes, das alle guten Geister der Natur verlassen zu haben scheinen. „An was denkt Ihr, wenn Ihr so durch die Wüste reitet?“ fragte ich eines Tages einen alten Scheich, um zu erfahren, wie er sich in dieser traurigen Umgebung Geist und Gemüt gesund erhalte. „An gar nichts“, war die Antwort. „Ja das zu lernen, an gar nichts zu denken, das ist die große Kunst, die jeder Wüstentrunderer sich aneignen muß, wenn er nicht wahnsinnig werden will“, fügte ein dabei stehender Offizier hinzu. Und selbst hier am Rande der großen arabischen Wüste, von der die trümmelnde Menschheit fruchtbarer Gebiete doch nur wenige Kilometer entfernt ist, umfängt einen die grauige Stimmung dieser Nacht des Leeren mit drückender Gewalt. Englische Moore und englische Dünen sind bevölkerte Plätze gegen diese tragische Einsamkeit, in der ewiges Schweigen und ewige Ruhe herrschen. Die Territorialtruppen aus Lancashire, die hier im glühenden Sonnenbrand ihre Ausbildung für die Front erhalten, arbeiten unter Bedingungen, die sich die Engländer zu Hause nur sehr schwer vorstellen können. Das Wetter ist zwar gut, der Himmel klar und leuchtend; aber die Hitze setzt ihnen doch heftig zu, und an manchen Tagen verursachen die Sandstürme unertägliche Schwierigkeiten. Immerhin haben es die Lancashire-Truppen noch besser als die Australier, die am Rande der Libyschen Wüste auf der anderen Seite von Kairo ihr Lager haben und unter dem Sand und Staub viel entschlicher leiden. Sand, heißer, trockener Sand, ist kein guter Boden für lange Märsche, und die Leute in ihren neuen Schuhen leiden Höllequalen, gleich als wenn ihnen die Fußsohlen gebraten würden. Diese Leute haben nur wenige Tage „frei“ gehabt, seit sie Ende September hierher gebracht wurden, und die Wirkung des heißen Sandes, das qualvolle Gefühl der Verlassenheit im Wüstenschweigen hat schon manchen gemüht. Freilich haben sie auch viel gelernt. Denn als sie herkamen, waren sie noch kleine Kinder im Militärdienst, und sie müssen Männer werden. . . . „Zehn Schritt Zwischenraum! Niebertorfen!“ hallt wieder die Stimme des Sergeanten herüber. Es ist nicht leicht, in der Wüste eine gedeckte Stellung zu finden. In dünnen Reihen ist die ganze Brigade über die weiten welligen Sandmassen verstreut; von Hügel zu Hügel kriechen sie langsam vorwärts, und nun ist das Tal vor mir mit langen braunen Linien besetzt, fast so wie ein Notenblatt mit Noten. Da liegen sie flach auf dem Bauch im Sande, dünne Linien mit kleinen Köpfen, wirklich wie Noten anzusehen und fast unsichtbar. Lautlos rollen die Feldkanonen durch den weichen Sand und wechseln ihre Stellung; eine Kavalleriepatrouille wirbelt riesige Staubmassen auf in der Ferne und verschwindet. Auf dem Wege nach dem Suezkanal schwanken große Krankenvagen wie schwerfällige Schiffe. Nicht weit von mir lauern zwei arabische Frauen, schwarze Gestalten, die wie riesige Ameisen aussehen, und auf dem sandigen Weg von Kairo her nahen Kamele, ruhig und sicher schreitend durch das in grelles Licht gebadete Land durch die klare kristallene Luft. Von Süden her knattert Gewehrfeuer, vielleicht die Australier oder die Neuseeländer, die an den Schießständen üben. Und hinter diesem ungeheuren Exerzierplatz erhebt sich wie eine Vision der Wüste Heliopolis, die uralte Sonnenstadt, mit ihren marmornen Nuppen und Türmen, ein glänzendes Lichtbild, gefüllt in einen Purpurschleier, aufstehend aus dem goldenen Keller der Erde, hineinragend in den türkisblauen Himmel.